

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: 29 (2004)
Heft: 4

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Requiem des Lebens

*ein bisher unveröffentlichter Text von
Romed Mungenast*

Dort hinüber zum Waldrand hätte man gehen müssen, wollte man zu den Leuten. Aber zu den Jenischen wollte niemand.

Der Alte, stets freundlich zu allen Gadjos, ein kleines Mandl mit dem immer gleichen, speckigen, zerknitterten Hut überm ledernen Gesicht, rund wie ein zusammengerollter Igel und kleinen Augen, die flink über denjenigen huschten, der ins nähere Blickfeld kam.

Ein immer vor sich hermurmelndes Weib ist sie gewesen, sagen die Leute, die sie vom Hausieren mit Körben oder vom Flohmarkt kannten oder vom Einkaufen im Laden. Ihr Gesicht hat kaum jemand gesehen, hat sie doch immer ein Kopftuch getragen unterm Kinn gebunden und fast über die Augen gezogen. Unter den ersten Bäumen, dort wo der Wald begann stand ihr altersschwacher Wohnwagen, geduldig und geduldet, auf ausgedienten Eisenbahnschwellen aufgebockt und zwanzig oder ein paar Meter weiter mehr entfernt – ein kleiner Bretterschlag mit einer schaufelstiel tiefen Grube und einem Donnerbalken. Fast nicht zu sehen war der Verschlag, weil Efeu und andere Schlinggewächse das Zwerghäusel schon adoptiert hatten.

Von wo die zwei einst hergekommen waren, wusste niemand genau zu sagen – es hiess vom Vintschgau. Aber das ist lange her.

Irgendwann in den 50er Jahren, meinten die Älteren. Kinder sollen sie auch gehabt

haben, aber die wurden angeblich schon sehr früh – jeweils noch im Vorschulalter – von den Behörden administrativ versorgt. Das Leben im Wohnwagen sei keines für sie, befand man. Wohnungen hatte man damals ja selbst für die rechtschaffenen Leute zuwenig, geschweige denn für jene, die man dafür nicht hielt. So war man froh, dass sie ausserhalb vom Ort am Waldrand blieben. Sobald die Dämmerung kam, hat sie die kleinen Vorhänge vor die noch kleineren Fenster gezogen und dahinter hat dann die Petroleumfunzel geleuchtet. In der kalten Zeit roch man manchmal den Rauch, der aus einem Ofenrohr stieg, das in einem Eck seitlich aus der Wand des hölzernen Wohnwagens ragte. Aber nur, wenn der Wind vom Wald her zum Dorfe wehte.

Mittwochs und samstags ist sie immer im Ort gewesen, die Jenische. Da hat man ihn, den Isidor, nur sonntags getroffen. Sie hat immer die Weidenkörbe angepriesen, die der Isidor geflochten hat und wenn sie die nach einer oder zwei Stunden nicht los war, ging sie von Haus zu Haus. Eiligst sind da die Gadje im Haus verschwunden, wenn man sie zeitig genug erspäht hat und gerade keinen Korb brauchte. Denn wenn man ihr keinen Korb abkaufte, weil man eben gerade keinen brauchte, wurde man von der Jenischen angebettelt. Da ein Ei, dort ein paar Münzen, vom Nächsten sorgfältig abgezählt einige Kartoffeln oder Äpfel. Sie war dankbar für alles.

In den Räumen aber hinter den Türen, die trotz Läuten und Klopfen oder Herunterdrücken der Schnallen zubleiben, waren oft etliche Augenpaare, geschützt von mehr oder weniger sauberen Gardinen – je nachdem – auf die weiterhatschende Alte gerichtet. Hundert Meter hinter ihr

bekam das Leben im Ort dann wieder seinen Pulsschlag.

War sie die Körbe dann irgendwann los, ging's zum Laden ganz am Anfang vom Kirchplatz. Mais, Öl, Mehl, Brot verstaute sie im Rucksack, der noch älter aussah als sie und nahm den Weg zurück, den sie morgens gekommen war.

Die beiden Alten sah man in der Kirche. Auch deshalb – und nicht nur weil man sie auch sonst nicht dazugehören liess – waren sie vielen Leuten suspekt. Stereotyp aber monoton fiel nach dem Abwischen des Schaumes mit dem Handrücken von den Mundwinkeln an den Biertischen in den Beiseln immer wieder einmal der Ausspruch: Jedem das seine! – wenn das Gerede auf die zwei Menschen dort am Waldrand ausserhalb vom Ort kam.

Das Pfarrhaus war das letzte, wenn man den Ort in westlicher Richtung verliess. Direkt am Gartenzaun neben der Strasse stand ein grosses Holzkreuz. Dort verweilte die Alte jedes Mal, wenn sie vorbeikam. Am Gartenzaun pflückte sie dann immer Gräser, Gänseblümchen, Himmelschlüssel, Vergissmeinnicht, Löwenzahn – was gerade wuchs – und schmückte damit das Kreuz, das ja schon mit Plastikrosen von anderen geschmückt war. Trotzdem. Das Ritual war ihr wichtig! Fast eine halbe Stunde verbrachte sie da stets murmelnd wie jeder die kannte, der ihr auch sonst wo begegnete.

Manchmal brachte ihr die Häuserin eine grosse Tasse Kaffee und ein Stück Mohnstrudel an den Zaun. Dann wurde ihr Murmeln einen Augenblick lang für zwei Worte lauter: „Vergelt's Gott!“

Den Kaffee genoss sie langsam schlürfend, mit gesenktem Gesicht, das Kopftuch wie immer weit über die Augen gezogen.

Den Kuchen aber steckte sie sie, nachdem sie die Papierserviette darüber gelegt hatte, jedes Mal ein – für den Isidor, wie die Häuserin im Gemurmeln zu verstehen glaubte.

Etwa eine Viertelstunde hätte sie heute noch zu gehen gehabt – zum Holzwohnen am Waldrand, zu ihrem Daheim. Es war schon leicht dämmrig. Da war dieser Feuerschein, der schnell grösser wurde. Sie versuchte ihre alten Füsse schneller zu bewegen. Im nächsten Moment rasten die Feuerwehr und ein Polizeiauto an ihr vorbei. Schaulustige folgten, ohne die hatschende Alte zu beachten.

Als sie selbst ankam, waren an dem Platz, an dem der Holzwagen stand, nur mehr schwarze, qualmende Trümmer zwischen den noch kurz aufflackernden Glutnestern. Man liess sie nicht hin. Der Sprengelarzt sagte, der Isidor sei im Wagen gewesen und dass man ihr einen Platz im Altenheim auf Gemeindekosten zuweisen würde.

Ein Rettungswagen holte sie ins Krankenhaus.

Es half nichts.

Sie hat die Nacht nicht überlebt.

Ihr gebrochenes Herz hat die Medizin überlistet.

Im Dorf war von Himmelsmacht die Rede.